

dtv

Dass am Ende einer israelischen Radiosendung plötzlich »ein Schlager aus dem Lager« gespielt wird, hat Folgen. Und eine Vorgeschichte: Die Moderatorin Amalia Ben Ami ist mit diesem Lied aufgewachsen, ebenso Chesi und Gadi, die beiden Männer, die sie während der gemeinsamen Jugend in einem Tel Aviver Viertel liebten. Alle drei sind Kinder von Überlebenden der Schoah. Jetzt, vierzig Jahre später, führt das Lied das Trio von damals wieder zusammen. Hinreißend komisch und tief erschütternd ist Lizzie Dorons Roman. Mit abgründigem Humor erzählt sie von Amalia, Chesi und Gadi, die sich, egal, wo und wie sie ihr Glück suchen, den Schatten der Geschichte noch immer stellen müssen.

Lizzie Doron, geboren 1953 in Tel Aviv, lebt heute dort und in Berlin. Bevor sie Schriftstellerin wurde, studierte sie Linguistik. Ihr erster Roman ›Ruhige Zeiten‹ wurde mit dem von Yad Vashem vergebenen Buchman-Preis ausgezeichnet. 2007 erhielt sie den Jeanette-Schocken-Preis. Ihr Werk erscheint bei dtv, zuletzt der Bestseller ›Who the Fuck Is Kafka‹ und ›Sweet Occupation‹.

Lizzie Doron

Der Anfang von
etwas Schönem

Roman

Aus dem Hebräischen
von Mirjam Pressler

dtv

Von Lizzie Doron ist bei dtv außerdem lieferbar:
Das Schweigen meiner Mutter (14254)
Who the Fuck Is Kafka (14484)
Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen? (14545)
Ruhige Zeiten (14574)
Sweet Occupation (26150)
Es war einmal eine Familie (14602)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
·Hatchala schel maschehu jafe· im Keter Verlag, Jerusalem.
© 2006 Lizzie Doron
© der deutschsprachigen Ausgabe:
Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2007
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos von gettyimages
(Jean-Philippe Charbonnier und Lipnitzki)
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14630-2

Amalia

Ich bin nicht auf der Welt,
um jemandem Freude zu machen

I

»Was ist das?«, fragte mich der Zollbeamte am Flughafen.

»Grabsteine«, antwortete ich.

Er betrachtete die Marmorsteine. »Wer hat die in Ihre Tasche gepackt?«, wollte er wissen.

»Ich.«

»Haben Sie mit Antiquitäten zu tun?«

»Nein, mit Verrückten«, erwiderte ich ihm.

Ich war mit dem Nachtflug von Polen nach Israel zurückgekommen, zusammen mit hundert Schülern von der Berufsschule in Nahariya, alle in blauen Hemden mit dem Davidstern und der Aufschrift »Das Volk Israel lebt«, begleitet von Lehrern und Erziehern. Schon über Zypern hatten sie angefangen zu singen: »Wir bringen euch Frieden.« Viereinhalb Stunden lang war ich gegen meinen Willen Teil einer patriotischen Delegation gewesen, die vom Besuch der Lager zurückkam.

Als wir landeten, atmete ich erleichtert auf. Ich lief so schnell wie möglich Richtung Ausgang, doch ein Zollbeamter hielt mich zurück. Er zog ein Stück Marmor aus meiner Tasche und versuchte zu lesen, was darauf eingemeißelt war. »Was haben Sie mit diesen Steinen vor?«, fragte er.

»Ein Denkmal für Chesi«, antwortete ich. Ich wollte weg, aber der Zollbeamte holte im Schneckentempo alle Steinstücke aus meiner Tasche und prüfte eines nach dem anderen. »Suchen Sie Verwandte?«, fragte ich.

»Ich habe noch nie erlebt, dass jemand verdreckte Grabsteinstücke aus dem Ausland mitbringt«, zischte er einem klein gewachsenen Beamten zu, der sich der Kontrolle angeschlossen hatte, und sein Gesicht verzog sich zu einem Ausdruck, der sagen sollte: Mit der da stimmt was nicht.

Den Zwergenhaften ließen die Steine vollkommen gleichgültig, er wollte nur meine persönlichen Daten wissen.

»Ich bin Amalia Ben Ami«, stellte ich mich vor.

»Wer?«

»Amalia Ben Ami, aus dem Radio.«

»Wer?«, fragte er noch einmal, bis er nach einem Blick in meinen Pass feststellte, dass ich wirklich ich war, und mich gehen ließ.

Ich eilte davon. Ich wusste, dass Michaela, meine Schwester, schon auf mich wartete. Das hatte sie versprochen, als ich sie um Mitternacht angerufen hatte, um ihr mitzuteilen, dass ich zurückkomme.

Sie stand in der Ankunftshalle, in einem Gucci-Kostüm, auf Pfennigabsätzen und mit all dem Glitzerschmuck unserer Mutter behängt. Wie zu erwarten, Gucci am Morgen. Die Lady hat nichts anderes zum Anziehen.

Als sie mich sah, erschrak sie. »Was ist mit dir passiert? Du siehst schrecklich aus.«

Ich bedankte mich für das Kompliment.

Sie reagierte auf meinen Ton. »Oho! Ich verstehe, deine Romanze mit Chesi ist zu Ende.«

Wozu brauchte ich sie? Warum hatte ich sie gebeten, mich abzuholen? Hatte etwa jemand alle Taxis vor dem Flughafen verbrannt?

Die Straße war leer. Michaela steuerte ihren Jeep und

schwieg. So war sie, eine Kopie unserer Mutter, genau wie Mutter presste sie die Lippen zusammen und schwieg, ihr schönes Gesicht völlig starr, wie in Formalin konserviert.

»Malinka, wir sind ein Wunder«, hörte ich Chesi sagen.
»Wir sind der Anfang von etwas Schöнем.«

Warum habe ich ihm geglaubt? Verzweiflung packte mich.

Ich begann, das Wiegenlied unserer Mutter zu summen, die Hymne unserer Kindheit. »Still, still, mein Kind, schweig still, hier wachsen Gräber.« Damit regte ich Michaela auf.

»Du singst wie Mutter«, sagte sie. Der Eyeliner und die Wimperntusche liefen ihr über die rosigen Wangen, ihre kleinen Nasenlöcher bebten. Wie schnell Michaela Chens porzellanartige Verpackung Risse bekommt. Normalerweise beherrscht sie die Situation. Bei ihr ist immer alles in Ordnung. Der Mann, die Töchter, die Galerie.

Bis wir nach Hause kamen, summte ich vor mich hin, und sie hörte mir zu. Am Eingang blieb ich einen Moment stehen. Zwei Wochen war ich nicht hier gewesen, und jetzt sah der Himmel über mir blauer aus und das Gras um mich herum grüner. Ich sog den Morgenduft ein.

»Was hast du mitgebracht?«, fragte Michaela, als wir die schwere Tasche hineinschleppten.

»Schau es dir an«, schlug ich vor.

Sie öffnete die Tasche, noch bevor wir im Haus waren.

»Was ist das?«, fragte sie entsetzt.

»Grabsteine«, antwortete ich.

»Du bist verrückt.«

Aus den Augenwinkeln sah ich schon die Gladiolen, die sie in eine Vase gestellt hatte. Ich ahnte, dass sie mir zu

Ehren auch ihren ultimativen Schokoladenkuchen gebacken hatte. Warum betritt sie mein Haus, wenn ich weggefahren bin? Sie ist vor fast dreißig Jahren ausgezogen, und bis heute benimmt sie sich, als ob wir beide hier wohnen, so wie früher, zusammen mit unserer Mutter, mit Sarke und mit dem hinkenden Gadischke. Ich betrat das Wohnzimmer und sah, dass ein weiterer Kristallkrug aus der Vitrine verschwunden war. Nach jedem Besuch verlässt Michaela das Haus mit einem Erbstück, sie nimmt Sachen aus meinem Haus mit und macht aus ihnen Installationen für ihre Galerie. Wenn sie nur schon gegangen wäre!

»Wenn unsere Malinka heiratet«, hörte ich meine Mutter sagen, »könnt ihr das Haus verkaufen und euch das Geld teilen. Bis dahin gehört es euch beiden.«

Ich wurde wütend. »Das heißt, dass ich das Haus nicht verkaufen kann!«

»Du brauchst ja nur zu heiraten«, antworteten beide im Chor.

»Es wird Zeit, dass wir das Haus verkaufen«, fing ich wieder mit diesem abgedroschenen Thema an. Ich konnte es schon nicht mehr ertragen. Aber Michaela zog es vor, meine Worte zu ignorieren. Sie setzte sich in die Küche und rief ihren Roni an. »Frag nicht«, hörte ich sie flüstern. »Kein Paris, keine Liebe, sie ist nervös, sie ist völlig erledigt.«

Ich schüttelte sie. »Ich spreche mit dir! Sag mir, wann wir endlich das Haus verkaufen!«

»Aber ich habe Mutter versprochen ...«, stammelte sie.

Ich erhob meine Stimme. »Mutters Launen sind dir wichtiger als mein Leben.«

Michaela nahm ihre Tasche und verschwand. Typisch. Wenn ich wütend bin, haut sie ab.

Ich zertrte die schwere Tasche mit den Steinen in die Mitte des Zimmers. Danach erbrach ich mich in die Kloschüssel. Erbrechen ist meine zweite Natur. Mit großem Vergnügen trennte ich mich von den letzten Resten polnischen Essens, von Chesi Sonnenschajn und Co., von meinem Zorn auf Michaela und begann, die Tasche auszu packen. Die Steine stapelte ich auf einen großen Haufen neben der Vitrine mit Mutters Kristallgeschirr. Aus Verzweiflung schuf ich für mich selbst eine Installation, wie meine Schwester, die Künstlerin, es so gern nennt.

Zumindest die Kristallsachen können sich freuen, dachte ich, ich habe ihnen Freunde aus Polen mitgebracht.

»Zum Ende des Nachtprogramms spiele ich Ihnen einen Schlager aus dem Lager«, hatte ich vor einem Jahr meinen Hörern verkündet, und Boris, dem Tontechniker, »Ponar« hingeschoben.

»Still, still, mein Kind, schweig still, hier wachsen Gräber« erklang.

»Heute ist nicht der Tag der Schoah«, schrie Liora Magen, die Redakteurin. »Verschone wenigstens die Hörer mit deinen Verrücktheiten. Hier wachsen Gräber – jetzt, mitten in der Nacht!«

»Würdest du ›Es brennt, Brüder, es brennt‹ vorziehen?«, fragte ich.

Boris bog sich vor Lachen. Liora wurde rot und verkündete, sie würde den Intendanten bitten, mir die Moderation wegzunehmen. Boris versuchte mich zu verteidigen: »Was hast du gegen sie?«, fragte er.

Liora zählte meine Mängel auf: »Sie ist unberechenbar, sie ist nicht verantwortungsbewusst, sie hat kein Urteilsvermögen.«

»Das stimmt«, bestätigte Boris und grinste von einem Ohr zum anderen. Ich brach in Gelächter aus. Genau in diesem Moment kam das Fax.

»Schalom, Amalia Ben Ami, ich bin aus Paris zur Beerdigung meines Vaters gekommen. Es hat mich sehr gerührt, in Ihrem Programm ›Hier wachsen Gräber‹ zu hören, das

Lied, das mein Vater so liebte. Ich danke Ihnen sehr, dass Sie mir an diesem schweren Tag einen Moment des Trostes geschenkt haben. Bitte rufen Sie mich an, Chesi.«

Gleich nach der Sendung rief ich Chesi an. Er wusste sofort Bescheid. »Amalia aus dem Radio!«

»Ich möchte mich für das Fax bedanken«, sagte ich.

»Das Vergnügen war ganz meinerseits«, gab er höflich zur Antwort. »Ich würde mich gern mit Ihnen unterhalten, aber ich stecke in einem Riesentohuwabohu, das können Sie bestimmt verstehen. Ich muss die ganzen Beerdigungsformalitäten erledigen.«

Mit einer Beerdigung konnte ich nicht konkurrieren. »Mein herzliches Beileid«, sagte ich und beendete das Gespräch.

Sein idiotisches Fax hing mit einem Magneten an meinem Kühlschrankschrank, ich zerriss es in viele Stücke und warf es in den Mülleimer. Warum hatte ich ihn angerufen? Wer ruft um Mitternacht jemanden an, den er nicht kennt? Dumme Gans.

Chesi rief nach der Trauerwoche an. »Ich bin's, Chesi Sonnenschajn«, sagte er und weckte eine alte Erinnerung in mir: Chesinka Sonnenschajn, der Sohn der Schwerhörigen. Der telefonische Kontakt zwischen uns brachte ihn ganz aus dem Häuschen. »Malinka Zuckmayer!«, rief er.

»Ich bin schon seit vielen Jahren Amalia Ben Ami«, korrigierte ich ihn.

Ich war dreizehn, als er mit seinen Eltern unser Viertel verließ. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört, ich hatte ihn nicht wiedergesehen und wusste nichts über ihn,

und um die Wahrheit zu sagen, ich hatte auch nicht an ihn gedacht.

»Uns ist ein Wunder geschehen«, rief Chesi begeistert und bat um ein Treffen.

Ich glaube nicht an Wunder, aber ich war neugierig und gab dem Wunder eine Chance.

Ich betrachtete die Kristallvitrine unserer Mutter, kniff die Augen zusammen wie früher, als ich ein Kind war, suchte die glänzenden Lichtstrahlen, die durch das Zimmer huschten.

»Malinka, wir sind der Anfang von etwas Schönem«, hörte ich Chesis Stimme.

Ich ging in mein Zimmer, eine Nische, die früher einmal eine Veranda gewesen war und später das Zimmer meines Vaters. Hier fand ich immer Ruhe. Ich schloss die Läden und die Fenster. Ich wollte Ruhe, ich wollte Dunkelheit, ich hoffte auf Schlaf, Schlaf, Schlaf.

Ich legte mich im Trainingsanzug aufs Bett. Aber Mutter betrachtete mich von dem Bild, das schon seit Jahren an der Wand über mir hing. Sogar auf dem Foto lächelte sie mich nicht an. Ich stand auf, nahm sie von der Wand und steckte sie in die Schublade. Heute brauchte ich eine ermutigende Umgebung. Aus der Schublade, wie um mich zu ärgern, lächelte mich ein mit einer Schleife geschmücktes Baby an: Michaela, ein Jahr alt. Vielleicht hätte ich nicht über sie herfallen sollen, dachte ich. Aber warum hat sie überhaupt nicht gefragt, was mir passiert ist, was mit Chesi passiert ist?

»Kein Paris, keine Liebe, nervös, völlig erledigt ...« Das Echo ihres Geflüsters am Telefon hallte in meinen Ohren.

Noch vor ihrer Geburt war mir klar gewesen, dass ich

Probleme haben würde. Ich war acht, als der Bauch meiner Mutter anschwell und alle Kinder mich auslachten, weil meine Eltern gefickt hatten. Alle im Viertel waren Einzelkinder, nur meine Eltern machten mir Schande, waren fruchtbar und vermehrten sich. Ich beneidete sogar den hinkenden Gadischke Grin, den Sohn von Sarke, unserer Nachbarin, der wie alle anderen ein Einzelkind blieb.

»Nun, wenn sie jetzt einen Bruder oder eine Schwester bekommt, wird sie bestimmt ein braves Mädchen werden«, sagte Sarke zu meiner Mutter, und ich warf die Behälter für Zucker, Salz und Pfeffer um, die auf ihrem Tisch standen.

»Nach der Entbindung«, sagte sie beruhigend zu meiner Mutter, »wird unsere Malinka erwachsener werden, es bleibt ihr nichts anderes übrig.«

Und ein paar Wochen später verkündete mir Sarke: »Herzlichen Glückwunsch, du hast eine Schwester! Endlich wird deine Mutter ein bisschen Freude haben.«

Während meine Mutter im Krankenhaus war, hatte man mich bei Sarke und Marek Grin untergebracht, unseren Nachbarn.

»Iss«, schimpfte diese Hexe, wenn wir am Tisch saßen und sich meine Speiseröhre bei ihrem fetten Essen zusammenkrampfte. »Iss, du bist so dünn wie ein Muselmann.«

»Was ist ein Muselmann?«, fragte ich.

Sarkes Beschreibung war ausführlich. Sie sprach von Skeletten mit geschwollenen Bäuchen, die hinter Stacheldrahtzäunen eingesperrt waren, in Gaskammern gebracht wurden und sich in Staub und Asche verwandelten, und ich übergab mich.

Sie brachte mich auch zu ihrem Friseur. »So kurz wie möglich«, flüsterte sie ihm zu. »Was kann man mit so einem Stroh, wie sie auf dem Kopf hat, schon anfangen?«

Ich floh aus dem Laden.

»Wildes Ding« war ihr Kosewort für mich, und als ich in meinem Zimmer alle Bücher vom Regal warf, fragte sie: »Wer wird dich mal heiraten?«

»Ich werde sie heiraten«, rief ihr Gadischke begeistert.

»Um Gottes willen, du findest hoffentlich eine Bessere«, sagte Sarke.

Als Sarke meine Mutter im Krankenhaus besuchte, überredete ich Gadi, die Hausaufgaben bleiben zu lassen und stattdessen mit mir zu spielen. Ich brachte ihm Mikado bei, Murmelspiele und Canasta. »Ich liebe dich«, sagte er.

Ich warf die Decke von mir und ging in die Küche, ich war schweißüberströmt. Wenn Chesi doch tot wäre. Er war schuld, dass ich sogar im Zimmer meines Vaters keine Ruhe fand. Ich holte Michaelas Schokoladenkuchen aus dem Kühlschrank und aß mit dem Löffel Löcher in ihn hinein und wusste, dass ich mich übergeben würde, aber ich konnte nicht aufhören.

»Wir haben dir ein Geschenk mitgebracht«, sagte Vater, als sie Michaela nach Hause brachten.

»Ich will kein Geschenk«, sagte ich böse.

Vater zog eine Tafel Schokolade aus der Manteltasche. Ich zertrat sie. Er kaufte mir bunte Ballons. Ich ließ sie zerplatzen und weinte. Er setzte sich neben mich und nahm meine Hände in seine.

»Du bist ein Geschenk für mich und Mutter«, sagte er,
»und Michaela ist unser Geschenk für dich.«

Ich glaubte ihm. Ich hörte auf zu weinen.

»Nimm sie weg«, bat meine Mutter meinen Vater. Und
als ich mich Michaelas Bettchen näherte, schrie sie:
»Nimm sie weg!«

Dabei wollte ich Mutters Freude nur betrachten, ich versprach ihr, Michaela nicht fallen zu lassen, sie mit beiden Händen festzuhalten. Mutter hörte nicht zu. »Nimm sie endlich weg!«

Vater ging mit mir in den Spielwarenladen. Er kaufte mir große Zeichenblätter, Pinsel und Wasserfarben.

»Komm, wir malen zusammen, eine Überraschung für Mutter und Michaela«, schlug er vor.

»Sie macht immer nur Schmutz«, sagte Mutter und drängte: »Geh doch mit ihr hinaus.«

Ich warf die Blätter, die Farben und die Pinsel in den Mülleimer und schrie: »Ich werde nie wieder malen!«

Am nächsten Morgen kaufte mir Vater eine große, schöne Puppe mit blonden Zöpfen und blauen Augen, die auf- und zuzingen, und mit einem geblühten Kleid. Ich nannte sie Mimi-stirb, grub ein Loch im Garten und legte sie hinein. Als ich meine Puppe mit Erde bedeckte, rief Mutter nach ihrer Sarke. »Was wird bloß aus ihr werden?«, fragte sie. »Sag doch, was?«

»Nimm sie weg«, sagte Mutter am Vorabend von Jom Kippur zu Vater, als ich Sarkes Hühnersuppe auf die weiße Tischdecke kippte. Mutter zitterte. »Deinetwegen wird uns Sarke nicht mehr einladen.« Vater nahm mich an der Hand. Wir gingen hinaus.

Ich bekam keine Luft. Dieses Haus erstickte mich. Eine Veränderung des Ortes verändert die Gedanken, sagte ich mir und ging hinaus in den Garten. Mir kam alles so verfahren vor, alles war wie früher. Ein gottverlassenes Viertel im Süden von Tel Aviv. Reihen einstöckiger Häuser und wir am Rand. Zwei aneinanderklebende Häuser: Familie Zuckmayer im westlichen und Familie Grin im östlichen. Ein gemeinsamer Garten, ein gemeinsamer Hof und für jede Familie ein kleines Haus mit zwei Zimmern und einer Veranda. Marek, Sarke und Gadi Grin in Nummer sechs. Mutter Etki, Vater Arthur, ich und Michaela in Nummer acht. Wie ein Blitz fuhr mir die Erinnerung an Chesis Haus durch den Kopf, das Haus der Familie Sonnenschajn. Von unserem Garten aus sah man ihre Veranda.

*»Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Dass ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.«*

Vater und ich liefen durch die wegen Jom Kippur leeren Straßen. Vater deklamierte für mich Gedichte auf Deutsch, und Chesi Sonnenschajn stand auf der Veranda und betrachtete uns. Bestimmt beneidet er mich, dachte ich aufgeregt.

»Malinka Zuckmayer?«

»Nein, Amalia Ben Ami.« Ich rekonstruierte mein zweites Telefongespräch mit Chesi Sonnenschajn.

»Ich erinnere mich nicht an deinen Vater«, sagte er.
»Aber an deine Mutter, Frau Zuckmayer, erinnere ich mich

noch ganz genau. Sie hat gern mit meiner Mutter in der Küche gegessen. Stundenlang haben sie zusammengesessen und sich nach Ustrzyki gesehnt.«

»Wonach?«

»Ustrzyki Dolne, das war ihr Heimatstädtchen«, sagte er verwundert, weil ich das nicht wusste. »Sie sind im selben Städtchen geboren worden. Wir stammen beide aus demselben Ort ...« Das erfuhr ich von dem Jungen, der damals auf der Veranda gestanden hatte, dem Jungen, der damals König des Viertels gewesen war. »Vor so vielen Jahren haben wir uns aus den Augen verloren, und jetzt werden wir uns bald wiedersehen. Malinka, das ist ein Wunder. Uns ist ein Wunder geschehen.«

*»Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.«*

»Das ist die Sprache der Nazis!«, schrie Sarke meinen Vater an, wenn sie hörte, wie er mir Gedichte auf Deutsch auf-sagte.

»Es ist auch die Sprache von Heine, von Mozart und von meiner Mutter«, antwortete er ihr.

»Pfui!« Sie spuckte auf den Boden und ließ uns stehen.